Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1917

70 (10.2.1917)

Visual Library

Beilage zur Badischen Landeszeitung Nr. 70

Die Heeresberichte der 132. Kriegswoche.

Meldungen aus dem deutschen Hauptquartier.

WTB. Großes Hauptquartier, 3. Febr. (Amtlich.)

Von keinem der Kriegsschauplätze sind Ereignisse von besonderer Bedeutung zu melden.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 4. Jan. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarschalls Kronprinzen Rupprecht von Bayern.

Bei unsichtigem Frostwetter war der Artilleriekampf zwischen Lens und Arras und von Serres bis zum St. Pirre-Vaast-Walde lebhafter, als in den Vortagen.

Nördlich der Ancre griffen die Engländer unsere Stellungen nach Trommelfeuer um Mitternacht an. Während nördlich von Beaucourt die Angriffe scheiterten, gelang es nahe dem Flußufer einer Abteilung, in unsere vordersten Gräben einzudringen.

Front des deutschen Kronprinzen.

Nordöstlich von Pont-à-Mousson und nordöstlich von Mihiel waren eigene Erkundungsvorstöße erfolgreich.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Bei Kämpfen, die sich vormittags trotz strenger Kälte an der Aa entwickelten, wurden mehrere russische Angriffe abgewiesen.

An der

Front des Generalobersten Erzherzog Joseph

und bei der

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen

ist die Lage unverändert.

Mazedonischen Front

Außer Feuerüberfällen bei Monastir, sowie zwischen Wardar und Doiran-See nichts Wesentliches.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 5. Febr. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarschalls Kronprinzen Rupprecht von Bayern

Vom Nordufer der Ancre bis zur Somme spielten sich bei starkem Artilleriefeuer in einzelnen Abschnitten auch Infanteriekämpfe ab.

Im Gegenstoß wurde den Engländern der größte Teil der Gräben östlich von Beaucourt wieder entrissen; dabei blieben

rund 100 Gefangene in unserer Hand.

Nachmittags scheiterte ein heftiger englischer Angriff nördlich von Beaucourt. Nachts wiederholter Ansturm starker Kräfte gegen unsere Stellungen östlich von Grandcourt bis südlich von Pys. Auch am Wege von Beaulencourt nach Gueudecourt wurde gekämpft.

Südlich der Somme holten Stoßtrupps

über 20 Franzosen und Engländer aus den feindlichen Linien.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

An der Narajowka fühlten kleinere russische Abteilungen gegen unsere Sicherungen vor, die sie durch Feuer zurückwiesen.

An der

Front des Generalobersten Erzherzog Joseph,

und bei der

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen,

ist die Lage bei geringem Artilleriefeuer und Vorfeldgefechten unverändert.

Mazedonische Front.

Nichts Neues.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 6. Febr. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Infolge dunstigen Frostwetters blieb die Tätigkeit der Artillerie und Flieger gering. Nur zwischen Ancre und Somme war vorübergehend der Feuerkampf stark.

Von Erkundungsvorstößen im Somme-Gebiet, auf dem Ostufer der Maas und an der Lothringer Grenze wurden über 30 Engländer und Franzosen und einige Maschinengewehre zurückgebracht.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Von der Rigaer Küste bis zum Mündungsgebiet der Donau keine besonderen Ereignisse.

Mazedonische Front.

Zeitweilig lebhaftes Feuer im Cerna-Bogen und in der Struma-Niederung.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 7. Febr. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Nur in wenigen Abschnitten erhob sich infolge ungünstiger Sicht die Gefechtstätigkeit über das gewöhnliche Maß. Südöstlich von Sennheim griff vormittags eine französische Kompanie nach starkem Feuer an. Sie wurde abgewiesen und ließ mehrere Gefangene in unserer Hand.

Bei erfolgreichen Erkundungsvorstößen nahe der Küste, beiderseits der Ancre, an der Nordwestfront von Verdun und im Parroy-Walde (Lothringen) wurden 60 Gefangene gemacht, drei Maschinengewehre erbeutet.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

An der Beresina drangen Stoßtrupps in die feindlichen Linien und kehrten nach Zerstörung von Unterständen mit zwei russischen Offizieren, 50 Mann und 9 Minenwerfern zurück.

Auch an der Bahn Kowel-Luck hatte ein Vorstoß von Sturmtrupps vollen Erfolg. Dort wurden 18 Gefangene, ein Minenwerfer aus den russischen Gräben geholt.

Heeresfront des Generalobersten Erzherzog Joseph.

Nordöstlich von Kirlibaba scheiterte der Angriff von zwei feindlichen Kompanien.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

Längs Putna und Sereth nahm zeitweilig das Artilleriefeuer zu. Mehrfach kam es zu Vorfeldgefechten.

Mazedonische Front.

Im Cerna-Bogen und auf beiden Wardar-Ufern einzelne starke Feuerwellen bei sonst geringer Gefechtstätigkeit.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 8. Febr. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarschalls Herzog Albrecht von Württemberg.

Im Ypern-Bogen herrschte abends lebhafte Artillerietätigkeit.

Im Wytschaete-Bogen zerstörten wir durch umfangreiche Sprengungen einen erheblichen Teil der feindlichen Minengänge.

Ein englisches Fliegergeschwader warf auf die Stadt Brügge Bomben ab, durch die neben Häuserzerstörungen in einer Schule eine Frau und 16 Kinder getötet, zwei Erwachsene schwer verwundet wurden. In militärischen Anlagen ist Schaden nicht entstanden.

Front des Generalfeldmarschalls Kronprinzen Rupprecht von Bayern.

Beiderseits des Kanals von La Bassee, an der Ancre und bei Bouchavesnes war der Artilleriekampf gegen die Vortage gesteigert. Nach Mitternacht griffen die Engländer auf dem Nordufer der Ancre und südöstlich von Bouchavesnes an. Begrenzte Anfangserfolge wurden durch unseren Gegenstoß schnell ausgeglichen.

Front des deutschen Kronprinzen.

Im Aire-Tal und bei Vauquetis östlich der Argonnen holten Stoßtrupps 17 Gefangene aus den französischen Gräben.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Bei Kisiolin westlich von Luck war ein Erkundungsvorstoß für uns erfolgreich.

Front des Generalobersten Erzherzog Joseph.

In den verschneiten Karpathen und im Waldgelände der westlichen Moldau mehrfach rege Feuertätigkeit und Gefechte von Streifabteilungen.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

Die Lage ist unverändert.

Mazedonische Front.

Zwischen Ochrida- und Prespa-See Vorpostenscharmützel, bei denen französische Gefangene eingebracht wurden.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 9. Febr. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Im Ypern- und Wytschaete-Bogen, sowie von der Ancre bis zur Somme herrschte lebhafter Artilleriekampf. Vormittags griffen die Engländer bei Serre an. Sie wurden abgewiesen.

Auf dem Nordufer der Ancre setzten nach kurzer Unterbrechung neue Angriffe ein, in deren Verlauf wir bei Baillescourt etwas Boden verloren.

Nördlich des St. Pierre-Vaast-Waldes ist von einem im ganzen gescheiterten Vorstoß den Engländern eine schmale Einbruchsstelle verblieben, die abgeriegelt ist.

Zwischen Maas und Mosel stieß bei Flirey nach wirksamer Feuervorbereitung eine Kompanie bis in die dritte französische Linie vor und brachte bei geringen eigenen Verlusten 26 Gefangene zurück.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Von der Düna bis zur Donau keine größere Kampfhandlung.

Mazedonischen Front

Nichts Neues.

* * *

Die Flieger erfüllten im Januar trotz strenger Kälte ihre wichtigen Beobachtungs-, Erkundungs- und Angriffsaufgaben. Wir verloren im verflossenen Monat 34 Flugzeuge.

Die Engländer, Franzosen und Russen büßten in Luftkämpfen und durch Abschuß von der Erde 55 Flugzeuge ein, von denen 29 jenseits der Linien erkennbar abstürzten, 26 in unserem Besitz sind.

Außerdem wurden 3 feindliche Fesselballons brennend zum Absturz gebracht. Wir verloren keinen Ballon.

Mein Volk!

Mein Volk, mein Volk! Noch ein Mal zeig' dich wacker
In dieser letzten, dieser schwersten Not!
An allen Grenzen dampft ein blut'ger Acker,
Und über's Meer ein neues Feuer loht.

Dritthalb Jahr' hast treulich du gerungen,
Du Friedensvolk, in heißer Kampfestat,
Dein Geist blieb gleich dem Schwerte unbezwungen,
Rein blieb dein Schild trotz Lüge und Verrat.

Rein blieb dein Schild und deine Brust gelassen,
In Graus und Mord sahst schweigend du empor.
Mein einsam Volk, kein Fremder kann dich fassen;
Verleumdung tropft ihr Gift in jedes Ohr.

Mein einsam Volk! Dein Gott will mit dir siegen.
Ein überirdisch ernstes Wollen ruht
Dir auf stahlharten, tiefgefurchten Zügen,
Doch ist's nicht Kampfes, 's ist der Seele Glut.

Die kann nicht sterben! Mag sich's nun vollenden!
Wir schauen höh'r als flücht'ger Tage Glanz.
Ob Sieg, ob Tod! Aus deinen reinen Händen,
Mein Volk, mein Volk! blüht doch der Zukunft Kranz!

E. G.

Die deutsche Faust.

Von Rudolf Stratz.

Deutschland stellte mit seinem Friedensangebot die Welt auf die Probe. Die feindliche Welt hat die Probe nicht bestanden oder so bestanden, wie es der, der unsere Gegner kannte, von vornherein ahnte, wie es auch dem Weichsten, dem Wohlmeinendsten, dem Weltfremdesten unter uns jetzt bei dieser Antwort klar wurde, einer Antwort an uns, die schon vor Jahrhunderten ein Engländer einem Schotten sagen ließ:

„Ich bin so tief hineingewallt in Blut,
Daß, wollt' ich ab nunmehr vom Wahne stehn,
Umkehr so lästig wär', als durchzugehn!"

Shakespeare ist tot. Macbeth lebt in seinen Nachfolgern, den bluttriefenden Advokaten a. D., die an Themse, Tiber und Seine, den blutgierigen Machthabern, die an der Newa ihren Völkern das Grab schaufeln. Er ist ein Stümper gegen sie. Denn sie begehen den Mord der Morde — den Mord an der Menschheit.

Deutschland kämpft für die Menschheit, indem es gegen die halbe Menschheit kämpft. Nicht Deutschlands Schuld ist es, wenn weiterhin das Faustrecht auf Erden gilt. Und auch nicht Deutschlands Nachteil gegenüber seinen Feinden. Deutschland hatte im Frieden als Volk der Dichter und Denker Goethes Faust. Deutschland hat im Krieg, als ein Volk von Helden draußen, Götzens eiserne Faust, und noch fliegen von ihrem Schlag die Splitter wie einst vom Ratsherrntisch in Heilbronn und werden über die Erde fliegen, bis aus der Völkerdämmerung der deutsche Tag und der helle Morgen unserer Verbündeten steigt.

Dann wird die Menschheit unserer Feinde fragen: „Was habt ihr getan?" Und ihre Antwort wird das Schweigen der überführten Verbrecher sein. Schon jetzt liegen, seit der Ablehnung des Friedensangebots, die zehn Karten, mit denen der Zehnverband sein „Va banque" spielt, offen auf dem Tisch. Die Gründe und Ziele ihres Vernichtungskrieges gegen uns sind enthüllt. Auf seiten unserer Feinde stehen keine Schlachtengötter, die gewaltig wie Werkzeuge der Weltgeschichte ihre Völker mit sich reißen. Der Zar ist wahrhaftig kein „Kleiner Korporal", sein gekrönter Britenvetter kein „Alter Fritz". Auf seiten unserer Feinde wetterleuchten keine große Gedanken, wie sie in früheren Jahrhunderten die Menschheit teilten und entzündeten, — wohnen überhaupt kaum Gedanken, die sich über die jedem Kosaken und jedem englischen Minister geläufigen Vorstellungen von toten deutschen Männern und Frauen, brennenden deutschen Dörfern, geraubtem deutschen Eigentum erheben. Und wo noch Zweifel sein konnten, da erläutern Zehnverbandsnoten an die Neutralen den Zweck des Kriegs: den — zum Glück ohnmächtigen Millionenmord durch Hungerblockade an deutschen Frauen und Kindern, den Millionendiebstahl an deutschem Gut im Ausland, von den langen Fingern der Briten bis zu den schmutzigen von Portugiesen und Lazzaronen, die Massen-Zwangsvorstellungen von Luftspiegelungen eines Tobsüchtigen von in die Luft gesprengten deutschen Fabriken, brandgeschwärzten deutschen Bahnhöfen, verkohlten deutschen Werften, geplünderten deutschen Bankgebäuden. Man kann von Staatsmännern, die kondensierte Kindermilch für ein Kriegsgerät erklärten, nichts anderes erwarten. Es ist ihre Weltanschauung und dieser Krieg ein Titanenstreit der Weltanschauungen überhaupt.

Zweier Weltanschauungen, deren Kampf auf Tod und Leben die menschliche Entwicklung oder Rückentwicklung auf Jahrhunderte hinaus bestimmen muß. Sie sind so verschieden, so gewiß wir sagen: „Ich dien'!" und der Engländer: „Ich verdien'!" So gewiß unsere Regimenter beim ersten Siegeszug im Westen sangen: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" und die Britensöldner drüben ihren Gassenhauer von Paddy und Dolly trällerten: „Es ist ein weiter Weg nach Tipperary!" So gewiß wir den kategorischen Imperativ über uns sehen und die Engländer den gesellschaftlichen Zwang. Kant gegen Cant. So gewiß der Engländer „ich" groß schreibt, und wir klein. In Blitz und Donner da draußen, in Kampf und Sturm der Streitenden entscheidet sich für Jahrhunderte die Stellung des Einzelmenschen zur menschlichen Gesellschaft. Gehört er in erster Linie sich selbst, wie der feindliche Westen will, oder gehört er dem großen All? Der Deutsche hat sich von jeher für den Dienst am Ding außer sich und über sich selbst entschieden, eben weil sein Innenleben zu reich, zu tiefgründend, zu hochfliegend ist, als daß ihm die Erfüllung der vergänglichen eigenen Persönlichkeit allein genügte. Immer strebte er über sie hinaus zum Ewigen, und das war zum guten Teil der Fortschritt der Welt. Das Schlagwort unserer Feinde vom Kampf gegen die „deutsche Barbarei" täuscht kaum mehr einen der unter ihren Fahnen für Menschenrechte fechtenden Menschenfresser.

Es gibt eine Freiheit, die Beine auf den Tisch zu legen und durchs Zimmer zu spucken, und es gibt eine Freiheit, schweigend seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit zu tun. Es gibt ein Recht, Inder vor die Kanonenrohre zu binden, Burenfamilien verhungern zu lassen, Chinesen durch den Opiumkrieg zu vergiften, u. es gibt ein Recht, die Menschheit zur selben Zeit mit der Spektralanalyse und den Röntgenstrahlen, dem Diphtherieserum und dem Salvarsan zu beschenken. Es gibt eine Zivilisation, unter der Irland verhungert, Frankreich sich entvölkert, Rußland in die Bergwerke wandert. Und es gibt eine Zivilisation, die zu gleicher Zeit in einem Siebzigmillionenvolk jedem einzelnen seiner Arbeiter die Sorge um Alter, Krankheit und Unfall abnahm.

So ist dieser Krieg der „Letzten Milliarde", „des Geschäfts wie immer", „der silbernen Kugeln" oder, als Neuestes, „des sausenden Schecks" in letzter Linie nicht ein Krieg gegen den sagenhaften „deutschen Militarismus", sondern gegen den deutschen Idealismus, diese unsern Feinden seit Jahrzehnten verdächtige, von ihnen in instinktiver Angst gehaßte, unbekannte Macht, in der ein Mensch ein Ding nur seiner selbst willen tut, da arbeitet, wo es ihm keinen Nutzen bringt, da gehorcht, wo es nur der Allgemeinheit frommt.

An Stelle dieses ewig jungen, ewig deutschen, ewig die Welt mit goldenem Ueberfluß durchströmenden deutschen Idealismus

Die näselnde Nüchternheit, die eisig zusammengekniffenen, dünnen Geschäftslippen, das Rechenbrett vor der Stirne, das Scheckbuch als Schutzschild vor dem Herzen, und dazu die krankhafte Verlegenheit, die sich vor dem keuchenden Kuli und hungernden Hindu noch in den Mantel christlicher Liebe hüllt, — das ist der Geist, aus dem heraus England die von ihm mit Wahnsinn geschlagene Menschheit zur Schlachtbank schleppt. Doch der deutsche Idealismus ist ein zäher Geselle. Mond und Sterne sind ihm nicht zu hoch, aber auch der Sprung aus Fausts Studierstube in den Schützengraben nicht zu weit. Im Gegenteil: er wird dort nur noch stärker. Größer. Lacht von tausend Lippen, strahlt aus tausend Augen, wo man es noch gar nicht ahnte. Leuchtet, weil es jetzt endlich von ihm wie im Lied der Väter heißt: „Das ganze Deutschland soll es sein!" Nichts mehr von dem, was früher seine verschiedenen Erscheinungsformen trennte! Nichts mehr von Rom und Wittenberg, von Kapital und Arbeit, von Nord und Süd, von Stadt und Land!

Den Feinden wird einst noch vor dem Tag grauen, da sie freventlich den friedsamen deutschen Michel in den Erzengel Michael mit dem flammenden Schwert verwandelten.

Aus den Wolken dieser Geisterschlacht steigt die Entscheidung hinab in das Kanonengebrüll auf Erden. Es ist eine Konstantinschlacht, die wir schlagen. Alle guten Geister Deutschlands und der Menschheit umschweben unsere Fahnen, und über ihnen leuchtet das Licht von oben: In hoc signo vinces! In diesem Zeichen wirst du siegen! In diesem Geist durch Kampf zum Sieg und durch den Sieg zum deutschen Frieden.

Bei der Sanitäts-Kompanie.

Von einem ärztlichen Mitarbeiter im Felde.

✠ An Berichten aus dem vordersten Graben und aus der Kampflinie ist sicher kein Mangel. Aber über das Leben unmittelbar hinter der Front, zwischen der Kampflinie und der eigentlichen Etappenstation bestehen wenig klare Vorstellungen. Freilich gibt es hier keine großen Erlebnisse, Stürme, Gasangriffe, Trommelfeuer, aber doch ist, gerade bei den besonderen Verhältnissen unseres Kriegsschauplatzes, das Leben einer Sanitätskompanie voll von Arbeit und Strapazen und nicht ohne Interesse.

* * *

Gegen Mittag waren wir von D. aufgebrochen. Bald darauf fing es erst langsam, dann immer stärker an zu regnen. Die vor uns liegenden Höhen waren durch den Regenschleier nur ungefähr zu erkennen. Eine dunkle, vielgewundene Linie zog sich am Berge bis zur Höhe hin und durch das Fernglas sahen wir: Es war eine kilometerlange Kolonne, Artillerie, Munitionswagen, Proviantfuhrwerke, schwere Geschütze, Lastautos; kein Raum irgendwo dazwischen, eine Schlange ohne Ende; der Heerwurm.

Plötzlich stockt die vorn marschierende Kolonne unserer Krankenträger. Pfeifen, Haltrufe, die Reihe unserer Fahrzeuge steht gleichfalls. Und nun bei genauerem Zusehen erkennen wir, daß die unendliche Schlange ebenfalls still liegt, die ganze kilometerlange Kolonne steht.

Wir warten. Gleichförmig fällt der Regen, trommelt auf den Planen der Krankenwagen, verwandelt die Straße in zähen, knöcheltiefen Schlamm. Unsere Mannschaften brechen die Latten von den Zäunen, zünden am Rande der Straße ein Feuer an und stehen in die braunen Zeltbahnen gehüllt um die wärmende Flamme. Mein „Rigoletto" schnaubt hin und wieder, läßt den Kopf hängen und kaut trübselig an der Kandare. Warten. Ich stopfe mir schon die dritte Pfeife. Leutnant E. kommt von vorne zurück. Vorfahren ist unmöglich, weil die nächste Brücke zerbrochen und nur auf der einen Seite fahrbar ist. Weiter oben sei die schmale Straße versperrt, weil zwei Kolonnen nebeneinander halten. Also warten.

Es wird allmählich dunkel. Im Gänsemarsch sollen die Krankenträger versuchen, vorzukommen, die Fahrzeuge bleiben zurück und folgen später nach. Wir schließen uns mit unseren Pferden der langen Reihe der Krankenträger an. Einige Zeitlang gehts gut. Es ist stockdunkel; meinen Vordermann kann ich kaum noch erkennen. Haltrufe von vorne — halt — halt — geht es bis nach hinten durch. Die Straße ist durch drei nebeneinander aufgefahrene Munitionswagen versperrt. Wir winden uns durch. Neben uns wartet schwere Artillerie, Landsleute. Plötzlich vorne lautes Rufen, eine helle Mädchenstimme dazwischen: „Gehen Sie hier aus der Kolonne raus!" Das „Mädchen" ist ein blutjunger Vizewachtmeister. Unsere Leute rufen den Artilleristen etwas zu. Die schreien zurück: „Uff den lasse mer nix komme, den hawwe mir bei uns großgezogen." Gelächter.

Weiter gehts. Links, wo die endlose Kolonne wartet, als einzig Sichtbares hier und da eine glimmende Zigarre. Der Graben zur Rechten ist nur zu ahnen, und mit der Batterie der Taschenlampe muß ich sparen. Burns, Dr. C. liegt mit dem Pferd im Graben; wir anderen halten. Gottlob ist nichts passiert. Aber inzwischen sind die Fußmannschaften weiter gegangen und wir finden sie nicht mehr. Die Pferde gleiten fast bei jedem Schritt aus. Absitzen. Zu Fuß weiter, Pferd am Zügel. Es ist fast neun Uhr. Von dem verflixten Rest, wo wir Quartier beziehen sollen, ist noch nichts zu sehen. Der zähe Schlamm hängt sich an die Stiefel. Die lederne Hose ist steif vor Nässe. Vom Helm tropfts hinten in den Rockkragen hinein. Aber nur weiter.

Endlich ist die Höhe erreicht. Die schweren Geschütze hatten hier Vorspann nehmen müssen. Daher das Stocken der ganzen Kolonne. — Von ferne Lichter. Aber sie kommen beim Marschieren nicht näher, sie entfernen sich, Wagenlaternen. Plötzlich links eine Hütte, rechts noch eine, mehrere, das Dorf! Endlich!

Zehn Uhr. Einen Verbandplatz einzurichten ist von der Division nicht befohlen. Unsere Krankenträger sind auf kürzerem Wege längst vor uns angekommen und schlafen schon. Also Quartier suchen. Von den Einwohnern ist nichts zu sehen. Die nächste Hütte wird mit sanftem Nachdruck gegen die Tür geöffnet. Der Raum ist leer und leidlich sauber. Die Pferde können im Schober untergestellt werden. Während die Burschen für die Pferde sorgen, hacken Dr. W. und ich Holz. Dr. C. macht Feuer auf dem Herd. Wir inspizieren mit der Kerze die weißgetünchten Wände. Keine Wanzen, merkwürdig! Wir holen Stroh aus dem Schober und bereiten das Lager. „Meine Herren, es ist angerichtet!" Erbsbrei, gleich aus dem Kochgeschirr heraus gegessen, schmeckt nach so einem Tage so gut wie ein Friedensdiner von sechs Gängen. Dazu Tee und Brot .... Wir breiten einen leidlich trockenen Wollach über das Stroh aus, stellen die Stiefel zum Trocknen an den Herd und begeben uns zur Ruhe.

* * *

In G.-S. sollte ein Wagenhalteplatz errichtet werden. Nach heißem Marsche langten unsere Krankenträgerpatrouillen, Autos und Krankenwagen bei einbrechender Dunkelheit dort an und waren bald untergebracht. Da kommt ein Fernspruch: „Im Hause rechts der Straße über Bahnhof B. hinaus, am Fuße der Höhe 1043, liegen 18 Schwerverwundete." — Drei Autos werden angekurbelt, in jedes vier Krankenträger hinein, und nun los. Auf der linken Straßenseite zocken im Schritt ungarische Proviantkolonnen. Rechts und links der Straße leuchten hohe Feuer glühend, zwischen den Tannen, biwakierende Truppen. Da —, ein Hindernis vor uns. Einer der Proviantwagen ist mitten auf der Straße zusammengebrochen. Ein anderer wollte links an ihm vorbei, rutschte auf der lehmigen Straße ab und hängt schief über dem Graben. Rechts nur eine schmale Durchfahrt. Zwei Autos kommen glücklich durch, das dritte gerät in den Graben rechts. Wir halten. Hinter uns wütendes Bellen eines Stabsautos. Ein Hauptmann muß unbedingt vor, wichtige Befehle von der Division überbringen. Da muß der Ungar doch daran glauben. Er zieht seinen Wagen völlig in den Graben. So wird die Durchfahrt links wieder frei.

Das Krankenauto bleibt im Lehm zurück. Mit den andern beiden fahren wir weiter, überholen lange Züge von Tragtieren; jedes schleppt sechs Schuß Artilleriemunition mühsam die Höhe hinauf. In vielen Kehren überwindet die Straße die Steigerung bis zur Paßhöhe. Das Auto faucht und kollert in die kühle Nachtluft. Hin und wieder dröhnt ein Schuß der seitabstehenden schweren Batterien in das Rattern des Motors. Von jeder Waldblöße und aus entfernten Tälern blinken zu uns Feuer herüber um die sich schwarze Gestalten bewegen. Der Schein der Lichtkugel fällt auf ein weißes Haus, das schnell vorüberfliegt! Nun gehts abwärts. Rechts die Trümmer einer Fabrik. Bald darauf links Bahnhof B. „Halt!"

Ein Krankenträger von einer unserer vorgeschickten Patrouillen erwartet uns und führt mich zu dem Hause rechts der Straße. Ein großes Zimmer, trübe beleuchtet von einer kleinen Kerze. Stöhnen; ringsum an den Wänden, auf Stroh notdürftig gelagert, 18 Mann, alle von derselben Kompanie. Verbunden waren sie alle; die Truppe mußte weiter vor und hatte die Verwundeten bei unseren Krankenträgern zurückgelassen. Am Fenster wimmert ein großer, blonder Hamburger mit schwerem Oberschenkelschuß. Einer mit Bauchschuß stöhnt leise: „Wasser! Wasser!" Der Leutnant mit dem großen Kopfverband redet irre und greift suchend über die Wolldecke. Ein furchtbar trauriges Bild. Ich tue, was ich kann, Morphium, Coffein, ein paar Verbände werden erneuert, dann kommen die Schlimmsten auf Tragen in die Autos.

Die Fahrt geht zurück über die Paßhöhe, in zwei Stunden sind sie am Hauptverbandplatz; mit einer zweiten Fahrt werden auch noch die übrigen Verwundeten geholt. —

Zwei Tage später kam ich beim Vormarsch wieder dort vorbei. Ich stieg hinauf zu dem Haus. Im Zimmer Lachen und laute Stimmen; eine Munitionskolonne hatte sich dort eingerichtet. Auf der Fensterbank saß einer mit der Mundharmonika und spielte: „Der Soldate, der Soldate ...."

* * *

Nun liegen wir hier in P., dem wundervollen rumänischen Luftkurort. Es dauerte mehrere Stunden, bis die lange Reihe unserer Krankenwagen sich auf der stark ansteigenden Straße heraufgearbeitet hatte .... P. ist stark beschossen worden; keines der netten Landhäuschen und der Hotels ist unbeschädigt. Bratianu hatte hier eine Villa; sie hat auch durch die Politik ihres Herrn gelitten. Die schlimmsten Zerstörungen sind am Nordrand des Ortes. Dort zogen sich die rumänischen Stellungen von der Straße bis zum Walde hinauf. Sie sind von unseren schwersten Kalibern bearbeitet worden. Die Stellung ist zum großen Teil eingeebnet, der Boden wie umgepflügt. Der Wald ist übel zugerichtet, schwere Tannen sind von unseren Geschossen glatt abgehauen. Ueberall liegen noch rumänische Ausrüstungsstücke, Patronen, Gewehre, Kochgeschirre umher. Es wird fleißig aufgeräumt, denn der größte Teil des Materials kann für unsere Zwecke nutzbar gemacht werden.

Unsere Krankenträger haben sehr schwere Arbeit hier. Das Gebirge hat dolomitenähnlichen Charakter, die steilen, unbewaldeten Felsklötze erheben sich bis weit über 2000 Meter Höhe. Und nicht nur jeder Schwerverletzte, sondern auch alle Leichtverletzten, die nicht gehen können, die Fuß-, Unter- und Oberschenkelschüsse, müssen in vierzehnstündigem Marsch von unseren Krankenträgern auf Tragen zum Hauptverbandplatz gebracht werden. 6 Stunden dauert der Aufstieg zur Truppe, 8 Stunden der Abstieg mit beladener Trage. Doppelt und dreifach anstrengend ist jetzt der schwere Dienst, denn seit vorgestern schneit es ohne Unterbrechung.

Aber dafür hat freilich auch der Stumpfeste das freudige Bewußtsein treu-erfüllter Pflicht, wenn er den Schwerverletzten glücklich und schonend herabgebracht hat; kein Unterschied, ob es ein Deutscher ist, oder ein Rumäne. Für den Mann mit dem roten Kreuz gibts keinen Feind, nur den hilfebedürftigen Menschen. Das ist das schönste bei seinem schweren Beruf.

(B. Z.)

Die Reichssturmfahne.

(Eine Hundertjahr-Erinnerung.)

✠ Soviel das deutsche Vaterland in der Gegenwart auch der Stürme zu bestehen hat, und so oft unsere deutschen Helden auch des Feindes Bollwerke und Städte stürmen, eine „Reichssturmfahne", wie der Heerbann des Reiches von dermaleinst sie hatte, kennt das neue Reich, der derzeitige Krieg nicht. So möchte also Anlaß, heute der einstigen Sturmfahne des alten Reiches zu gedenken, nicht so sehr das gegenwärtige große Völkerringen geben, als vielmehr ein anderer Umstand: der an der Schwelle dieses Jahres 1917 stehende 100. Geburtstag des Wappens des Königreiches Württemberg, des Wappens also, das auch der bildlichen Darstellung der Reichssturmfahne als dem letzten sichtbaren Zeichen des schon ein Jahrzehnt früher entschlafenen alten Reiches das Grab bereiten sollte. Neben der Wiege des Wappens steht somit auch eine Bahre, die immerhin in dieser Gegenwart über die Jahrhunderte hinweg ein kurzes Gedenken verdient.

Die Reichssturmfahne wird urkundlich erstmals erwähnt im Jahr 1250; da nennt sich ein schwäbischer Adliger, Graf Hortmann von Grüningen, „sacri imperii signifer". Er hatte als Führer der schwäbischen Großen auf Seiten des Papstes das Recht zur Führung dieses Ehrentitels samt der ehedem staufischen Herrschaft Markgröningen (in Schwaben) wohl kurz vorher aus der Hand eines der „Gegenkönige", Wilhelms von Holland, empfangen. Nun war aber erheblich älteren Ursprunges, als das Recht zum Tragen der Reichssturmfahne, ein anderes, dem vorgenannten indessen dem Sinne nach gleiches Recht, das Recht des „Vorstreites im Reichsheer"; denn dieses reichte, wie urkundlich feststeht, schon auf das Jahr 1075 zurück und war ausdrücklich den Schwabenherzogen verbrieft, die mit ihrem Streitbann vor dem gesamten Reichsheere „herzogen". Sicher ist nun, daß es die Zeiten mit allerhand Rechts- und Besitzveränderungen fügten, daß jenes „Vorstreit"-Recht, wie auch das ihm dem Sinne nach gleichkommende Recht zur Führung des Reichssturmbanners schließlich doch noch in eine Hand kamen, nämlich im Jahre 1336 in die des Grafen Ulrich III. von Württemberg, den — unterm 3. März g. J. — Kaiser Ludwig der Bayer als Dank für wertvolle Waffenhilfe mit der schon genannten Stadt und Burg Markgröningen belehnte; unter ausdrücklicher Betonung der Herrschaft als „Reichssturmfahne"-Lehen und sinngemäßer Uebertragung des Rechtes zur Führung dieser Fahne an den „edlen Manne Ulrichen, grafen ze Wirtenberg".

Ein Fall, daß das Recht zum Tragen der Reichssturmfahne in einer späteren Zeit tatsächlich auch ausgeübt worden ist, ist nun nicht bekannt. Dagegen steht fest, daß die Württemberger fortan dieses Recht immer als eine der schönsten Zierden ihrer Herrschaft betrachtet und bewahrt haben. Und als Kaiser Maximilian im Jahre 1496 den Grafen Eberhard im Bart zum Herzog erhob, versinnbildlichte dieser das Recht zum Tragen der Reichssturmfahne durch Uebernahme des Reichssturmfahnenbildes — goldenes Banner mit dem schwarzen, einköpfigen Reichsadler mit geweiteten Flügeln — in das Bild des württembergischen Herzogswappens. Und in diesem Wappen blieb das Reichssturmfahnen-Zeichen auch fortan; blieb trotz der unzähligen Erweiterungen und Veränderungen, die das Wappenbild im Laufe der Jahrhunderte erfahren sollte, auch dann noch, als 1806 — mit der Niederlegung der Kaiserkrone durch Franz II. am 6. August — das alte, heilige „Römische Reich deutscher Nation" aufgehört hatte, auch dem Namen und letzten Scheine nach zu bestehen, über einem Teil seiner Trümmer aber kurz vorher das neue Königreich Württemberg erstanden war. Denn auch Württembergs erster König, Friedrich, übernahm das Reichssturmfahnen-Zeichen noch in das Königswappen, in dem es auch heute noch insofern vertreten ist, als dieses erste (große) Königswappen auch jetzt noch von den Mitgliedern des königlichen Hauses geführt wird. Indessen nur von diesen, denn allgemein — d. h. für den Staatsgebrauch — kam bereits 1817 unter des Landes zweitem König Wilhelm I. ein neues, „einfacheres" Wappen zur Einführung. Und in diesem sollte, wie es manch anderer Teil des älteren Hoheitszeichens, auch das Bild der Reichssturmfahne keinen Platz mehr finden. Denn jenes neue Wappen zeigt außer der Königskrone nur mehr die Zeichen des Hauses Württemberg, und die der ehemaligen Schwabenherzöge aus staufischem Geschlecht, sowie — sinngemäß — als Schildhalter den Hirsch und den Löwen, deren Läufe, bezw. Pranken, auf dem Schildband mit der Aufschrift „Furchtlos und treu" ruhen.

Die Ereignisse des Weltkrieges haben deutlich genug bewiesen, daß der Wahrspruch: „Furchtlos und treu", dessen 100jährigen Gedenktag wir jetzt begehen können, kein leeres Wort ist, und daß Schwabens Söhne wie in früheren Zeiten, so auch heute allezeit bereit und fähig sind, als kampfgemute Löwen das „Furchtlos und treu" in Taten, in wuchtige „Schwabenstreiche" umzumünzen.

Englands Abneigung vor dem Unterseeboot.

✠ Es ist eine interessante Tatsache, daß sich die Briten von jeher gegen die Erbauung von Unterseebooten aussprachen. Schon als Robert Fulton sein U-Boot „Nautilus" im Jahre 1805 den Engländern anbot, erhob sich gegen ihn und den englischen Minister Pitt, der die Einführung der Erfindung befürwortete, ein Sturm der Entrüstung. Man erklärte Fulton für einen blutdürstigen Mann, und Sir Hodward Douglas sagte: „In Zukunft wird man also unter Wasser kämpfen können. Unsere unbesiegbaren Kampfschiffe sollen fürchterlichen, unsichtbaren Maschinen weichen, unsere Kreuzer unterseeischen Minen, unsere Steuermänner Tauchern." Pitt wäre — so meinte Graf von Vincent — der größte Dummkopf der Welt, wenn er eine Kriegführung befürworte, die den Engländern, den Herren der Meere nichts nützen, ihnen aber wohl dereinst ihre Vorherrschaft kosten könnte. Vor der erregten öffentlichen Meinung sah sich Pitt genötigt, auf die U-Bootsprojekte zu verzichten. Aber im Hinblick auf die von ihm ganz richtig erkannte Gefährlichkeit der neuen Waffe erklärte er sich bereit, Fulton reich zu belohnen und ihm eine Pension auszusetzen, „wenn er sich verpflichte, seine Erfindung nicht zu verbessern und sie keiner Nation anzubieten."

Auch der Erfinder des ersten deutschen U-Bootes, der bayerische Unteroffizier und Ingenieur Wilhelm Bauer, bekam die Abneigung der Engländer gegen das submarine Fahrzeug zu spüren. Der verkannte Erfinder hatte sein Boot zuerst Preußen, dann Oesterreich angeboten, wo er jedoch wenig Gegenliebe fand. Hierauf führte er sein Modell dem englischen Prinzgemahl, sowie der Königin Viktoria vor und zwar im Englischen Kanal bei Osbornhouse. Die ersten Versuche mißglückten, 1853 kam Bauer mit einem neuen Modell nach Großbritannien und trat wiederum mit der Admiralität in Unterhandlung. Es fanden wohl eine Reihe Prüfungen statt, doch nach 2½ Jahren lehnte man die Erfindung ab und zwar mit der Begründung: „Die englische Regierung könne die Unterseeschiffahrt nicht fördern, solange sie selbst über eine Seemacht verfüge, mit der sie allen Gefahren gewachsen sei. Und für Handels-U-Boote, die Bauer schon vor länger als 70 Jahren vorausgedacht, könne man sich nicht entschließen, weil sie zum Schmuggeln und anderen Mißbräuchen dienen könnten."

Aber auch in neuerer und neuester Zeit konnten die Briten ihre Abneigung gegen die U-Boote nicht meistern. Schon als selbst kleinere Nationen, wie die Italiener, Spanier, Franzosen usw., dem Bau der Tauchboote alle Aufmerksamkeit widmeten und Versuche über Versuche anstellten, fanden sie in England nur geringes Interesse. Ja selbst noch während des Weltkrieges gab es einflußreiche britische Marinesachverständige, die kaum die Möglichkeit zugaben, daß U-Boote die Kriegstechnik irgendwie erheblich beeinflussen könnten, obwohl man in weiteren Kreisen die Augen gegen die Gefahr nicht mehr zu verschließen vermochte.

Die Ratschläge eines französischen Südpolfahrers gegen die Kälte.

✠ Die Frage, wie der Soldat und der Zivilist am besten den Gefahren und Unannehmlichkeiten der Kälte begegnen könne, ist gegenwärtig in ganz Europa höchst aktuell. Besonders sorgenvolle Aufmerksamkeit widmet man diesem Problem jetzt in Frankreich, da das häufige Abfrieren von Gliedmaßen und anderweitige höchst ernsthafte Frostschäden in der französischen Armee bewiesen haben, daß die Heeresverwaltung bisher nicht imstande war, genügend wirksame Schutzmaßnahmen gegen die Kälte zu treffen. Darum regnet es Ratschläge von allen Seiten, und besonders beachtet wird neuerdings ein Artikel des Dr. Charcot, der in der Information seine am Südpol gemachten Erfahrungen verwertet. Zum Schutz des Gesichtes gegen die Kälte empfiehlt Dr. Charcot vor allem die nur Nase und Augen freilassenden Hauben aus Wolle, wie sie von den Touristen vielfach bei Gletscherpartien getragen werden. Es sei zu bedauern, daß verschiedene französische Heerführer den Soldaten das Tragen dieser Hauben verbieten mit der Begründung, daß das Gehör der Soldaten hierdurch verringert und der Posten durch die warme Maske eingeschläfert werden könne. Mit den sogenannten Frostsalben müsse man außerordentlich vorsichtig umgehen. Es gäbe nur ganz wenige Salbenarten, die sicheren Schutz gewähren, wenn man aber bei starkem Frost unkundig irgendeine nicht geeignete Salbe auf das Gesicht streiche, so könne das Fett frieren und die Gefahr noch vergrößern. Bei Handschuhen sei darauf zu achten, daß sie nicht zu eng sind und große Bewegungsfreiheit gewähren. Bei sehr starkem Frost könne der Lederhandschuh keinen Schutz bieten, sondern eher die Gefahr vergrößern, und in diesem Falle sei jede Art von Muff weitaus das Beste. Im übrigen sollen die Handschuhe womöglich nicht Finger haben, sondern nach Art der bekannten Faustthandschuhe geschnitten sein. Für erfrorene Gliedmaßen gäbe es nur eine wirksame Behandlung, nämlich Einreibung mit Alkohol. Die Unkenntnis der geeigneten Mittel und der Mangel an diesbezüglichen Organisationen habe den französischen Soldaten großen Schaden gebracht, den man unbedingt hätte vermeiden können. Wenn der Fuß friert, so ist die Hauptursache dafür fast stets in schlechter Blutzirkulation zu erblicken. Dieser schlechte Blutumlauf aber werde durch das ungeeignete Schuhzeug der französischen Soldaten hervorgerufen. Die Schuhe sollten höhere Absätze haben und ziemlich groß sein, damit der Fuß sich darin bewegen und dehnen kann. Bei Schnürschuhen ist darauf zu achten, daß sie bei starkem Frost nur lose zugeschnürt werden. Schließlich empfiehlt Dr. Charcot häufiges Abreiben der Füße mit kaltem Wasser.

Verantw. Redakteur: Karl Binder. Druck und Verlag der „Badischen Landeszeitung", A. G. in Karlsruhe.

langt, daß Sie nicht laut genug gerufen haben. Ich muß verlangen, daß Sie lauter rufen. Die Scheiben sind gefroren." Im nächsten Augenblick lief ein neuer Zug ein, und dessen Fahrgäste staunten auf das höchste, als plötzlich der Name einer ihnen ganz unbekannten Station an ihr Ohr klang. Denn die weibliche Hilfskraft rief und schrie eiligst den Zug entlang laufend mit dem Aufwand all ihrer Stimmittel: „Scheiben gefroren! Scheiben gefroren!"

☾ **Die Ranukel auf der Wanderschaft.** Wie das „Svenska Dagbladet" mitteilt, ist an der schwedischen Grenze, auf den Hoal-Inseln, ein wichtiger botanischer Fund gemacht worden. Der norwegische Botaniker Rolf Nordhagen hat am Anfang des letzten Sommers bei einem Ausflug nach der Insel Asmal eine für Europa neue Ranunkelart, Ranunculus cymbalaria, aufgefunden, deren eigentliches Gebiet sich in Asien, Nordamerika und in gewissen Teilen Südamerikas befindet. Er hatte einige Exemplare dieses höchst merkwürdigen Fundes im botanischen Garten von Christiania eingepflanzt, die dort üppig blühten, gediehen und Samen trugen. Die Frage, wie nun diese Pflanze nach den Hoal-Inseln gekommen ist, läßt sich auf vielfache Weise beantworten. Man könnte annehmen, daß der Ranunkelsamen mit Hilfe des Windes, durch Vermittlung der Menschen, durch die Vögel oder durch die Strömung des Meeres an die norwegische Küste gelangt ist. Daß der Wind Staubpartikel über ansehnliche Strecken tragen kann, z. B. von Island nach Skandinavien oder noch weiter, wie bei dem großen vulkanischen Ausbruch auf der Insel Krakatau aus Java, ist längst festgestellt worden, aber in diesem Fall spricht unter anderem gegen eine solche Möglichkeit die Tatsache, daß der Ranunkelsame zu schwer ist, um über den Atlantischen Ozean zu fliegen. Es ist auch unwahrscheinlich, daß der Same durch Menschen auf Schiffen nach den Hoal-Inseln gelangt sein könnte, weil dort keinerlei amerikanische Schiffe anlegen. Die nordsibirischen Zugvögel nehmen zwar ihren Flug längs der Küste des Eismeeres und weiter nach Norwegens Westküste, aber die Ranunkel ist weder hier noch dort zu finden, sie mußte auch im östlichen Europa, in Ungarn oder zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer vorkommen, falls diese Vögel den Samen von Asien nach Europa gebracht hätten. Aus all diesen Gründen erscheint die Ansicht des Entdeckers der neuen Ranunkelart, daß der Same nur durch den Golfstrom nach Europa gelangt sein könne, durchaus einleuchtend. In Nordamerika wächst diese Ranunkelart an der Ostküste, von Labrador bis New-Jersey. Nun weiß man durch die Untersuchungen der Botaniker Lindman und Sernander, daß der Golfstrom eine ganze Menge von Treibholz, Früchten und Samen amerikanischer Gewächse nach Europa, in erster Stelle nach Skandinavien, führt und daß es Samen gibt, der trotz des langen Aufenthaltes im Wasser seine unverminderte Keimfähigkeit behält. Da die Meeresströmungen ihn bis nach den Hoal-Inseln getragen haben, ist es auch als sicher anzunehmen, daß er sich in seiner Expansionslust und mit seiner Keimfähigkeit noch über weitere Gebiete verbreiten wird, die für die Entwicklung von Ranunculus cymbalaria geeignet sind.

Fröhliche Ecke.

Nach dem Brande. Professor (vorwurfsvoll zum Feuerwehrmann): „Welch' eine Kopflosigkeit! Von diesem naturwissenschaftlichen Werke haben Sie einen Band in dem brennenden Zimmer zurückgelassen und gerade den wichtigsten, der zum Verständnis der anderen unbedingt erforderlich ist .... darauf hätten Sie aber doch etwas achten müssen!"

*

Auf der Galerie. Frau Habelmann (im „Hamlet" zu ihrer Nachbarin: „Nee, — Sie ooch da? Hom Sie denn bezahlt?" — Frau Pietzmeier: „I', wo werd' ick denn? Ick bin doch die Tante von dem „Jeist"!"

*

Schlechte Erfahrung. Emporkömmling: „Gemeinheit! Da reden s' mir zu, mich in ihren vornehmen Klub aufnehmen zu lassen, pumpen mich dann alle an .... und wie ich mein Geld wieder haben will, werd' ich 'rausgeschmissen."

(„Fliegende Blätter".)

*

Samstag vormittag. Ich habe Aufsicht beim Unterricht in Unteroffizierabteilungen über Verhalten auf Urlaub". In der 5. Korporalschaft frage ich den Rekruten Hoffmann: „Fahren Sie heute auf Urlaub?"

„Jawohl, Herr Feldwebel."

„Wohin?"

„Nach Megelstatt."

„Schön. Nehmen mir mal an, am Sonntag abend geht der letzte Zug nach hier um 7 Uhr von Megelstatt ab. Sie kommen 7 Uhr 20 auf den Bahnhof; Ihr Zug ist abgefahren; um 12 müssen Sie in der Kaserne sein. Was machen Sie?"

„Das ist unmöglich, Herr Feldwebel."

„Beim preußischen Militär ist alles möglich."

„Das kann mir nicht passieren, Herr Feldwebel!"

Gerade will ich seinen Widerspruchsgeist zähmen, da sagt der Korporalsschaftsführer:

„Gestatten Herr Feldwebel der Mann ist im Recht. Er ist nämlich der Bahnhofswirt von Megelstatt."

*

„Jetzt werri mi aba amal richti beschweren!" rief ein Landwehrmann, der durch den Graben ging, seinem Hintermann zu. Ein Offizier, der eben um die Schulterwehr bog, hatte es gehört und meinte begütigend: „Nun, was ist denn passiert? So schlimm wird's wohl nicht sein, daß Sie sich gleich beschweren müssen!"

„Wie moanan S', Herr Leitnant?" sagte verständnislos der Landwehrmann.

„Nun, worüber wollen Sie sich denn beschweren?"

Ein Blitz der Erleuchtung im Gesicht des Untergebenen: „Nix worüber", meinte er lachend, „i moan nur: mit am richtinga Sandsack werri mi jetzt nacha beschwern."

*

In Landshut steigt ein Feldgrauer, der auf Urlaub nach München fährt, in den Schnellzug, um schneller zu seiner Frau zu kommen. Unterwegs wird die Fahrkarte kontrolliert.

Der Beamte stellt den Feldgrauen zur Rede:

„Sie haben ja gar keine Berechtigung, mit dem Zuge zu fahren. Sie müssen aussteigen!"

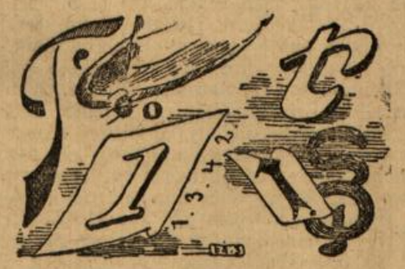
Worauf der Feldgraue gelassen erwiderte:

„Na, do steigen mier holt aus zu Minka!"

(„Jugend".)

Rätsel-Ecke.

Bilderrätsel.



Füllrätsel.

•	D	A	•
•	I	G	•
•	A	A	•
•	C	H	•
•	U	B	•
•	O	L	•

An Stelle der Punkte sind Buchstaben derart zu setzen, daß die einzelnen wagerechten Reihen sinnvolle Wörter ergeben, die in anderer Reihenfolge bedeuten: 1. Zahlwort, 2. Berg, 3. landwirtschaftlicher Vorgang, 4. Stadt in Holland, 5. Maluten-silie, 6. staatliche Einrichtung. Die hinzugefügten Buchstaben bezeichnen in senkrechter Reihenfolge etwas, woran man sich während des Krieges gewöhnt hat.

Auflösungen.

Lösung des Bilderrätsels in Nr. 5 des Unterhaltungsblattes:

„Massenspeisung".

Richtig gelöst von: R. G., hier; F. L., hier; S. J., Khe.-Beiertheim, K. Klotz, Eggenstein; M. Fr., im Feld; F. Simon, hier; Paul Waibel, hier; H. Magg, hier; Otto Kaiser, hier.

Lösung des Anagrammrätsels in Nr. 5 des Unterhaltungsblattes:

Wange, Insel, Leine, Seil, Oberon, Notar. — Wilson.

Richtig gelöst von: K. H., hier; O. S., hier; W. E., Durlach; K. M. Khe.-Mühlburg; Fr. Baßler, hier; Paul Waibel, hier.

Lösung des Pyramidrätsels in Nr. 5 des Unterhaltungsblattes:

E, Ei, Ire, Bier, Brief, Fieber.

Richtig gelöst von: Geschw. A., hier; Adolf Ehrmann, hier; Adam P., hier; Paul Waibel, hier; H. Weida, Weingarten; Otto Kaiser, hier.

Verantwortlich: Chefredakteur Walther Günther in Karlsruhe. Druck u. Verlag der „Bad. Landesztg.", G. m. b. H., Karlsruhe.

Nr. 6 **Karlsruhe, 10. Februar 1917** Erscheint Samstags

Nichts ist fruchtbarer für den menschlichen Fortschritt als eine mächtige Idee, die den Geist vieler, indem sie ihn erfaßt und sonnenhaft, gleichzeitig von den gewöhnlichen Dingen abkehrt und für das Bedeutende öffnet.

Paul Rohrbach.

Kunst und Leben.

In einem längeren Aufsatz „Opernsorgen" behandelt Karl Storck im ersten Februarheft des von Frhrn. v. Grotthuß herausgegebenen „Türmers" (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer) auch die Bedeutung der sogenannten Unterhaltungskunst:

Die Unterhaltungsbühne ist ein dringendes Bedürfnis, nicht nur vom Standpunkte des Kunstgenießers, sondern ebensosehr von dem der Kunst. Für jeden, der weder artistisch noch ethisch verstiegen ist, versteht sich das übrigens von selbst. Wie es beim schöpferischen Künstler verhängnisvoll ist, den Künstler und Menschen trennen zu wollen, so auch beim Kunstempfänger, der ja auch Künstler ist, nur eben nachschaffender (reproduzierender). Auch hier kommt es auf die Einheit an, wie im Leben selber unsere Aufgabe immer nur darin bestehen kann, aus den widerstrebenden Gegensätzen die höhere Einheit herauszufinden, nicht aber uns säuberlich zwischen diese Gegensätze teilen zu wollen. Den künstlerischen Menschen wird die Kunst überallhin begleiten, auch bei der denkbar unkünstlerischsten Arbeit. Und gerade die Musik als die zu innerst in uns wohnende Kunst bewährt diese Verbindungsfähigkeit mit allen Lebenslagen so sehr, daß Bücher in seinem gedankenvollen Buche „Arbeit und Rhythmus" sogar die Entstehung der Musik aus den äußeren Hemmungen des Lebens folgern konnte.

Den wirklich natürlich veranlagten Menschen führt das Leben übe. Höhen und durch Tiefen, zumeist aber wohl durch ein ziemlich ebenes Mittelland auf mehr oder weniger steiniger Straße. Wer halbwegs klug ist, schafft sich gute Sohlen an und achtet mit besonderer Aufmerksamkeit auf die am Wegrand blühenden Blumen und die Früchte, die über den Zaun herüberhängen, sucht auch selber ein Stückchen Gartenland zu erwischen und eifrig zu bebauen. Wenn das nicht gelingt, wer den Alltag sich nicht mit Kunst zu verschönern weiß, der ist auch für die große Kunst der Höhen nicht brauchbar.

Und darum braucht auch die Höhenkunst die Alltagskunst.

Wir Deutsche haben in den letzten Jahrzehnten diese Tatsache zu sehr verkannt, die beiden ungeheuren Erlebnisse Beethoven und Wagner sind zu einseitig aufgefaßt worden. Beide Künstler zeigen für ihre eigene Person die Gegengewichte gegen ihr künstlerisches Hohepriestertum, und weil sie durchaus geschlossene Einheiten waren, gelten die Gegensätze in ihrem Gesamtleben auch als Gegenwirkungen und Ergänzungen ihres Kunstschaffens. Wenn Beethoven in tragisch-grotesker Weise sich mit den Alltäglichkeiten herumschlug und sich bei diesen Gelegenheiten auch ausbesserkerte, so liegt darin eine gewiß absonderliche, aber, wie das Ergebnis zeigt, durchaus weise Oekonomie der Natur. Es sind dieselben äußeren Lebensnöte, gegen die Richard Wagner zeitlebens sein Finanzministergenie betätigen mußte, jedenfalls trugen diese äußeren Lebensumstände bei beiden im höchsten Maße dazu bei, ihre Kunstbetätigung auf eine Höhe hinaufzudrücken, die über allem Leben steht, die als Ziel aus diesem herausgeschnitten. So unmittelbar das Lebensspiel der beiden aber auch wirkt, so müssen wir doch beiden gegenüber fühlen, daß diese Lebensform nicht die allgemein gültige, nicht die vorbildliche sein kann. Sie liegt auch fürs Allerhöchste in der Harmonie Goethes, dessen Künstlernatur sich dem Nachfühlenden am stärksten gerade darin offenbart, wie er auch die Tiefen des Lebens und vor allem die auch ihm unumgängliche Alltäglichkeit zu bemeistern und zu bereichern versteht (besonders lehrreich ist dafür der Briefwechsel mit seiner Frau Christiane).

Eine lange, immer reicher werdende Friedenszeit, die wir nach unseren heutigen Erfahrungen als hundertjährig ansehen möchten — die drei Kriege von 1864, 66 und 70 waren die gleiche Gesamtentwicklung beschleunigende und verstärkende Unterbrechungen —, hat neben vielen anderen Gewächsen aus das Gedeihen des Brufskunstmenschen begünstigt. Das wurde besonders verderblich in der Literatur, weil des Dichters Kunst am wenigsten ausgesprochene Arbeit heischt. Bei allen anderen Künsten ist das Handwerkliche im Sinne der körperlichen Mitbetätigung wesentlich umfangreicher. Der Musiker z. B. ist in der Regel doch auch Ausüber eines Instrumentes, nicht nur Komponist. Alle unsere klassischen Dichter hatten noch einen anderen, praktischen Lebensberuf. Erst die Romantik sieht in dem Nein-seiner-Kunst-leben-Können ein Ideal. Beim „jungen Deutschland" ist dann schon der verhängnisvolle Ausweg geschaffen, daß der Dichter vom Literaten lebt, daß also der gleiche Mensch im gleichen Beruf Künstler und Handwerker sein will. Dieses Verhältnis hat sich immer mehr verschlimmert.

Aber beim idöferischen Künstler handelt es sich doch immerhin um die Hingabe an einen Beruf. Viel verhängnisvoller wurde es wenn der Kunstempfänger sich vermaß, sein Leben aus Kunst zu gestalten. Kunst ist eben Kunst, weil sie nicht Natur ist, sagt Goethe. Unser Leben kann nur so lange fruchtbar sein, als es seiner natürlichen Aufgabe nachgeht. Aus diesem Leben soll die Kunst erwachsen und sie kann mit ihm verwachsen. Aber wer glaubt, aus ihr sich das Leben gestalten zu können, wird am Leben selber scheitern. Als das furchtbare Erleben im August 1914 über uns hereinbrach, hat das jeder, der sehen will, erfahren. Die einzige Lebenserscheinung, die im höchsten Lebenskampfe unverwertbar war, war die — nein, nicht die Kunst, sondern das, was wir als künstlerische Kultur gepflegt hatten. Die Kunst selbst erwies im Gegenteil ihre ungeheure seelische und damit lebensfruchtende Kraft, ebensogut, wie die Religion, aber gleich dieser auch nur insoweit, als sie als Kraft in einem natürlichen Leben stand.

Die Irrlehre, die die künstlerische Kultur zum Fundament des Lebens, statt zu seinem Schmucke, zu machen suchte, hat unser Verhältnis zur Kunst mannigfach geschädigt. Sie hat nicht nur zum blutleeren Artistentum und lebensfremden Aesthetentum geführt, sondern auch alle jene Bestrebungen, die sich unter dem Begriff „Kunst und Volk" zusammenfassen lassen, in eine ungesunde Richtung gedrängt. Und zwar ist der Fehler immer der, daß das Leben sich nach der Kunst richten sollte, während die Kunst wirklich nur dann fruchtbar werden kann, wenn sie irgendwie ein Stück Leben wird. Das ist keine Verkleinerung der Kunst. Wir brauchen nur daran zu denken, daß in jedem Leben Feiertage stehen. Wenn es gelingt, den Menschen in jenen Stunden, in denen ihn das Leben aus dem Alltag hinausführt, mit der Kunst zusammenzubringen, so wird auch das größte Kunstwerk zur natürlichen Erscheinung des Lebens werden. Im Individuellen das Allgemeine aber kann von der höchsten Warte aus

ein selbstgefungenes einfaches Volkslied ein höherer künstlerischer Wert sein als eine Beethovensinfonie. Weil jenes ein Stück Leben wird, diese daneben stehen bleibt.

Ich stimme dem vielgebrauchten Satze vollkommen zu, daß das Beste für das Volk gerade gut genug ist. Man muß nur den Begriff „das Beste richtig verstehen. Selbst dem feinsten Kenner mundet zuzeiten ein Glas Wasser besser, als ein edler Burgunder, und ein Stück Schwarzbrot ist nicht nur dem Körper oft zuträglicher, sondern schmeckt unter Umständen sogar besser, als die ausgesuchteste Gänseleberpastete. Auch die Bedürfnisse des Gemüts, der Seele, des Geistes nach künstlerischer Nahrung sind nicht zu allen Zeiten dieselben. Und der Satz, daß für das Volk — und in diesem Sinne wollen wir uns doch alle zum Volke rechnen — das Beste gerade gut genug sei, ist dahin zu verstehen, daß das jeweils den Gesamtverhältnissen nach Zuträglichste in der besten Form gegeben werden muß.

Auch hier gibt es keine absoluten Werte, auch hier steht alles in relativen Abhängigkeiten. Selbst jene Leute, die den Darbietungen der festlichen Kunst Wagners und Beethovens vollauf zu folgen vermögen, werden durch diese Kunst nicht in allen ihren Kunstbedürfnissen befriedigt. Es wäre sonst unmöglich, daß es bei uns nur so ganz wenige Menschen gibt, deren Kunstgeschmack zu jener Sicherheit sich ausbildet, die instinktiv ohne lange Ueberlegung das Minderwertige ablehnt. Wäre nicht die Kunstheuchelei eine so große Macht, so würden wir das noch viel häufiger und schlagender zu sehen bekommen, als es ohnehin geschieht. Halten wir uns an die ganz allgemeine Erscheinung, daß an denselben Orten und den gleichen Zeiten, in denen die größten musikdramatischen Werke und die erlesensten sinfonischen Darbietungen vor ausverkauften Häusern mit begeistertem Beifall aufgenommen werden, die seichtesten Operetten und die oberflächlichste Unterhaltungsmusik ebenfalls des ausgiebigsten Beifalls und Besuches sicher sind. Es ist ungerecht, dabei verächtlich von „Massengeschmack" zu sprechen. Nicht nur die Gleichheit der Preise weist auf ähnliche Gesellschaftsklassen, jener aufmerksame Betrachter findet hüben wie drüben als weitaus größten Prozentsatz der Teilnehmer dieselben Leute. Und es ist ja auch „gesellschaftliches" Gesetz, daß „man" da und dort gewesen sein muß.

Es kann kein vernichtendes Urteil über die künstlerische Kultur dieser Kreise geben. Aber es ist nun auch keineswegs so, daß es um das sogenannte Volk besser bestellt wäre, wie uns von den Trägern der sozialen Kunstpflege oft gesagt wird. Nein, auch hier finden wir das gleiche Nebeneinander, und das darf uns auch nicht überraschen, denn in ihm offenbaren sich ganz natürliche Bedürfnisse. Erst wenn wir aus dem rechten Verständnis dieser Tatsache auch die wahren Kunstbedürfnisse richtig erkennen, können wir das echte Kunsterziehungswerk leisten. Das wird dann viel weniger große Worte machen, aber dafür sorgen, daß auch die Hausmannskost, ja die Garküche, mit gesundem und unverfälschtem Material versehen wird.

Die Geschichte der Operette ist ein sehr lehrreiches Kapitel. Bei Offenbach ist die Operette im wesentlichen Parodie. Sie wäre zur fruchtbaren Satire geworden, wenn Offenbach neben der Schärfe des Aristophanesschen Geistes auch dessen ethische Größe besessen hätte. So aber gehört er zu jenen verhängnisvollen Kräften, die den üblen Instinkten schmeicheln, indem sie sie gleichzeitig peitschen. Es fehlt ihm die befreiende Kraft, weil er selber Diener der Lüste ist, die er bloßstellt. Die Operette eines Johann Strauß ist harmlos, sie lebt vom Tanz und ist eigentlich nur ein Vormand für diesen. Ihr Verhängnis liegt darin, daß das „Gmütat" bei dem heftigen Tanztempo außer Atem gerät und keine Zeit zur Entfaltung hat. Deshalb wird es immer künstlich hineingebracht und wirkt sentimental. Vom kunstpolitischen Standpunkt erscheint die Wiener Operette hauptsächlich dadurch bedenklich, daß sie die fehlende Volksoper Lortzingscher Art mitersetzen möchte. Die deutsche Volksoper aber als natürlich gesteigerte Form des Singspiels ist ein so ureigenes Gewächs der deutschen Art, daß sie nicht zu ersetzen ist und ihr Fehlen den schwersten Schaden für unser Musikleben nach sich ziehen muß. Uns Deutschen liegt die Komik als Selbstzweck nicht, sondern nur als Begleiterscheinung des Lebens. Sie wird entweder zum Humor erhöht oder zum Schwank vergröbert und ist im Schwank dann natürlich an eine Kürze gebunden, die der musikalischen Bearbeitung, die immer eine Verbreiterung bedeutet, widerstrebt. Je klarer wir die Stärken unseres Volkstums erkennen, um so ruhiger dürfen wir auch zugeben, was ihm fehlt. Wir sind nun einmal die Lyriker, und so bleibt die musikalische Seele der deutschen Volksoper das Lied. Wir wollen doch daran denken, daß musikgeschichtlich diese ureigenste Kunsterscheinung des deutschen Volkes mit der Bühne des Singspiels verknüpft ist, und uns eingestehen, daß es bis heute nicht gelungen ist, als Verbreitungsmittel des Liedes einen Ersatz für dieses Singspiel zu finden. Das Volk aber verlangt nach neuen Liedern, verlangt nach der sinnfälligen Melodie, die es mit nach Hause nehmen kann. Es ist durchaus kein Hindernis für die Verbreitung eines Liedes, wenn dieses aus einer dramatischen Situation herauswächst. Unter den Volksliedern trifft das für eine außerordentliche Zahl zu. Ja es ist ein Kennzeichen der Volkslyrik, daß sie diese Situation schafft, wozu es ja nur eines einzigen Verses bedarf. Das Volkslied fühlt sogar das Bedürfnis, in einer Schlußstrophe geradezu den Mann zu charakterisieren, der es gesungen hat, um so ein vielleicht rein lyrisches Gebilde in eine ganz bestimmte Einstellung zu bringen.

Wenn wir Opern hätten mit singbaren Liedern, so hätten wir auch ein gutes volkstümliches Lied. Jetzt übernimmt das Volk aus jeder Operette die eine und andere Nummer, kann sie aber auf die Dauer nicht brauchen, da sie dazu zu seicht und oberflächlich und auch im Text zu nichtssagend ist. So ist es nicht eigentlich die komische Oper, nach der wir verlangen, sondern die Volksoper, in der die komischen Gestalten kaum fehlen werden, wenn sie volkstümlich empfunden ist, bei der aber der lyrische Gehalt überwiegt. Wir haben auch für diese Kunstgattung der Vorbilder genug in unserer eigenen Kunst. Mozart in der „Entführung" und der „Zauberflöte", Webers „Freischütz", die Werke Marschners, die Opern Lortzings, Cornelius' „Barbier" und Wagners „Meistersinger" kennzeichnen musikalisch und dramatisch sehr verschiedene Abstufungen, haben aber alle Elemente in sich, die nach der einfachen wie nach der verwickelten Seite hin fruchtbar gemacht werden können. — —

Wie Edison der Elektrizität seinen ersten Erfolg verdankte.

(Zu Thomas A. Edisons 70. Geburtstag, 10. Februar.)

Thomas Alva Edison, der am 10. Februar in vollkommener körperlicher Gesundheit und geistiger Frische seinen 70. Geburtstag feiert, hat den größten Teil seiner erstaunlichen Erfolge auf dem Gebiete oder zumindest in Verbindung mit der Elektrizität errungen. Dies mag auf die besondere Art seiner Begabung, sowie auf das reiche Feld von Möglichkeiten zurückzuführen sein, welche die Elektrizität gewährte und auch heute noch gewährt, vielleicht hat aber auch der Umstand, daß die Elektrizität dem Erfinder seinen ersten geschäftlichen Erfolg einbrachte, ihn auf der Verfolgung dieses Weges bestärkt. Wie immer dem auch sein mag, die elektrische Kraft war wirklich der Bundesgenosse bei Edisons erster geschäftlicher Unternehmung, und er selbst pflegte immer wieder gerne diese Episode aus seiner Jugendzeit zu erzählen.

Da die aus Holland nach Amerika eingewanderte Familie Edisons vor Ausbruch des Sezessionskrieges durch unglückliche Unternehmungen mit einem Schlage ihr gesamtes, ansehnliches Vermögen eingebüßt hatte, ging der junge Thomas Alva frühzeitig auf Gelderwerb aus. So war er bereits im Alter von 12 Jahren als Bedensteter bei einer amerikanischen Eisenbahngesellschaft angestellt, und zwar hatte er im Zuge auf der Strecke nach Michigan den kleinen Wünschen des Publikums nachzukommen. Um seine Verdienstmöglichkeiten zu erweitern, kam er auf den Gedanken, eine kleine Bahnzeitung zu gründen, die er selbst mittels einer Handpresse während der Fahrt herstellte und verkaufte. Außerdem war er Verkäufer der „Detroit Free Preß", deren Exemplare er im Zuge vertrieb. Bei diesem Geschäft mußte er insofern sehr vorsichtig zu Werke gehen, als er sich davor hüten mußte, mehr Exemplare zu kaufen, als er wieder verkaufen konnte. Er steigerte das Geschäft, indem er sich von einem Setzer des Blattes die Korrektur der nächsten Nummer gehen ließ und je nach der Beschaffenheit der Nachrichten sein Angebot erhöhte oder verminderte. Auf diese Weise erfuhr er eines Tages, daß die nächste Nummer des Blattes den ersten Bericht über die große Schlacht von Pittsburg enthalten würde. Er begriff sofort, daß er eine außerordentlich hohe Zahl von Exemplaren würde verkaufen können, wenn die Leute auf ferner Strecke vorher von dem Ereignis selbst Kunde erlangt hätten, da sie sich dann auf allen Bahnhöfen versammeln würden, um nähere Mitteilungen zu erhalten. Nach einigem Nachdenken verfiel der junge Edison darauf, daß ihm nur die Elektrizität helfen könne — nämlich der Telegraph. Er traf also mit einem Bahntelegraphisten ein Abkommen, wonach dieser die Stationsvorsteher der Strecke telegraphisch veranlaßte, auf den sogenannten Tafeln der Bahnhöfe die kurze Nachricht vom Beginn der Schlacht zu geben. Als Gegenleistung verpflichtete sich Edison, eine Zeitlang dem Telegraphisten ohne Entgelt bei seiner Arbeit zu helfen. Schließlich erwarb er 1500 Exemplare der bewußten Nummer der „Detroit Free Preß", die er sich wegen Geldmangels zum größten Teile auf Borg beschaffen mußte. Der Plan gelang auch in glänzender Weise. Bereits auf der ersten Station begann der Erfolg sich zu zeigen. Während der kleine Edison hier gewöhnlich nur zwei Nummern verkauft hatte, sah er beim Einfahren des Zuges eine große Menge von Menschen, die auf die Zeitung warteten. Als vielversprechender Geschäftsmann erhöhte er sogleich den Preis und setzte an dieser einzigen Station 100 Nummern um. Dies wiederholte sich von Station zu Station mit steigendem Erfolg. Schließlich, nachdem Edison den Preis verfünffacht hatte, blieb ihm nur eine kleine Zahl von

Blättern übrig, die er auf der letzten Station regelrecht versteigerte.

Dieses so glücklich verlaufene Experiment erweckte in Edison ein außerordentliches Interesse für die Telegraphie, und bald darauf hatte er auch seine neue Laufbahn als Telegraphist begonnen. Hier hatte er Gelegenheit, sich in genauere Studien von Verbesserungsmöglichkeiten auf diesem Gebiete zu vertiefen, und er selbst erklärte später oft noch, daß er es seiner Meinung nach diesem Zufall verdanke, sich Jahre hindurch so intensiv in die wunderbaren Möglichkeiten der Elektrizität zu versenken, die ihm nach dem ersten Geschäftserfolg auch seine ersten großen Erfolge als Erfinder einbrachte.

Kriegszahlen einst und jetzt.

‡ Die in jeder Beziehung ungeheuerlichen Ausmaße des Weltkrieges lassen sich am deutlichsten an den Zahlen ermessen, die hier im Spiele sind und hinter denen die größten Daten und Ziffern aus vergangenen Kriegen klein und unbedeutend erscheinen müssen. Ganz außerordentlich erweist sich dieser Unterschied, den Leutnant Siegfried Baske in einer höchst interessanten Zusammenstellung in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer" darlegt, wenn man z. B. an die Zeit der berühmten „Potsdamer Wachtparade" denkt, als Friedrich der Große 1757 einen fast dreimal so starken Gegner mit bloß 24 000 Mann schlagen konnte, und als ein Aufgebot von 33 000 Mann genügte, um einen so bedeutungsvollen Sieg wie den bei Leuthen zu erfechten. Heute ist ein einziges deutsches Armeekorps so groß, daß es in vorgeschriebenen Abständen auf einer Straße marschierend, ungefähr eine Strecke von 60 Km. einnimmt, was also bedeutet, daß die letzten Truppen 10 Stunden ununterbrochen marschieren müßten, um an den Punkt zu gelangen, wo die ersten aufbrachen. Auch die Zahlen der napoleonischen Kriege, wie z. B. bei Leipzig 472 000 Mann, bei Wagram 310 000 Mann, bei Dresden 217 000 Mann müssen uns heute noch als geringfügig erscheinen.

Beträchtlich erweist sich schon der Unterschied zwischen dem Kriege 1870/71 und dem ostasiatischen Kriege. Im ersteren Krieg verfeuerte keine deutsche Batterie in einer Schlacht mehr als 200 Schuß im Durchschnitt, im ostasiatischen Kriege aber war die Schußzahl bei vielen Batterien auf mehr als das Doppelte gestiegen. Der Weltkrieg jedoch hat auch die letztgenannten Zahlen bei weitem übertroffen. Nach einer amtlichen Meldung der französischen Heeresleitung vom 17. Juni 1916 wurden z. B. nördlich von Arras an einem einzigen Tage von der französischen Artillerie fast 300 000 Schüsse gegen die deutschen Stellungen abgegeben, was also fast dem ganzen Verbrauch der deutschen Artillerie im Feldkriege 1870/71 gleichkommt. Die Bedeutung dieser Munitionsmengen wird greifbar, wenn Leutnant Baske ausführt, daß das Gewicht der genannten 300 000 Schuß auf nicht weniger als 4 500 000 Kg. geschätzt werden muß, für deren Fortschaffung also mehr als sechs Eisenbahnzüge von je 100 Achsen notwendig waren. Wenn man einen Schuß aus der Feldkanone mit ungefähr 25 ℳ veranschlagt, so kostete dieser eine Tag bei Arras die Franzosen 7,5 Millionen Mark, wobei die Verwendung zahlreicher kostspieliger Geschosse gar nicht in Betracht gezogen ist.

Nach einem Bericht der deutschen Heeresleitung verschoß der Feind an einem Februartage des Jahres 1916 gegen eine Front von nur 8 Km. Breite mehr als 124 000 Schuß innerhalb 24 Stunden. Diese Schußzahl ist also dreimal so hoch wie die der deutschen Artillerie bei St. Privat gegen eine Front von fast 16 Kilometer Breite. Entsprechend dem ungeheuren Anwachsen des Munitionsverbrauches ist andererseits die Belagerungszeit der Festungen auf ein erstaunliches Minimum zurückgegangen. Während im deutsch-französischen Kriege Paris vom 19. September bis zum 28. Januar belagert werden mußte, Straßburg von Mitte August bis zum 28. September und Metz vom 18. August bis zum 27. Oktober, fiel im gegenwärtigen Kriege Antwerpen bereits nach drei Wochen, Irangorod nach 14 Tagen, Lüttich und Warschau konnten sich sogar bloß zwei Tage halten.

Auch hinsichtlich der Verpflegung sind natürlich die Zahlen im Vergleich zu früheren Kriegen ins Gigantische gewachsen. Nach der Aufstellung Leutnant Baskes muß die tägliche Nahrung für eine Feldarmee von nur 4 Millionen Mann über 1000 Eisenbahnwagen füllen. Was die Kosten im gegenwärtigen Kriege betrifft, so kann man jetzt schon sagen, daß sie so ziemlich die Kosten sämtlicher Kriege des 19. Jahrhunderts aufwiegen. Nach einer Berechnung von Edmond Théry im Economiste Européen kostet der Krieg alle Kriegführenden zusammen etwa 90 Milliarden im Jahre, also 7500 Millionen im Monat, oder 250 Millionen am Tage, oder 10 Millionen pro Stunde. Und zwar sind hier nur die reinen Militärausgaben berechnet. Was dies bedeutet, läßt sich am klarsten erkennen, wenn man beispielsweise die Kosten der größten Kriege des 19. Jahrhunderts heranzieht. Es kostete nämlich der Amerikanische Sezessionskrieg 25 000 Mill. Fr., die Napoleonischen Kriege 16 500 Mill. Fr., der deutsch-französische Krieg 15 000 Mill. Fr., der russisch-türkische Krieg 14 100 Mill. Fr., der spanisch-amerikanische Krieg 5000 Mill. Fr., der Transvaalkrieg 4000 Mill. Fr., die italienischen Feldzüge 2300 Mill. Fr., der chinesisch-japanische Krieg 1500 Mill. Fr., die Kämpfe in Algier und Madagaskar 1300 Mill. Fr., der spanisch-portugiesische Krieg 1250 Mill. Fr. und die Kämpfe in Zentralasien 1125 Mill. Fr.

Schließlich sei noch ein Vergleich zwischen den Menschenverlusten gezogen: während die Menschenverluste sämtlicher Kriege des 19. Jahrhunderts rund 2 178 000 Mann betrugen, ist man nach den russischen Feststellungen im gegenwärtigen Kriege allein für die russische Armee bisher zu einer Gesamtzahl von ungefähr 5 Millionen Kriegsgefallenen gelangt.

Der Winter im Sprichwort.

Die Zahl der „Bauernregeln", die sich auf den Winter beziehen, ist — wie Sand am Meer. Es ist unmöglich, sie alle aufzuführen, auch wäre das ein unnützes, überflüssiges Beginnen, da sie sich vielfach in immer neuen Wendungen wiederholen. Da wir aber jetzt in einem Winter leben, der uns Schnee in großer Menge und Kälte von großer Strenge beschert hat, erscheint es angebracht, wenigstens eine Auslese aus dieser Ueberfülle zu geben, in der ja bekanntlich ein gut Teil unserer Volkspoesie ihren Niederschlag gefunden hat, was die Lektüre dieser Volks-Spruchweisheit immer wieder reizvoll machte. Da sind zunächst ein paar Regeln über den Winter überhaupt:

„Fabian und Sebastian (21. Januar)
Fängt der Winter erst recht an.
An Sankt Pauli Bekehrung (25. Januar)
Ist der Winter halb herum.
Vor Servaz (13. Mai) kein Sommer,
Nach Servaz kein Winter."

Dann vom Schnee, mit dem uns der Winter immer am sichtbarsten seinen Einzug ankündigt, und von Eis und Kälte:

„Januar Reif ohne Schnee,
Tut den Bäumen und Feldern weh,
Hat der Jänner Eis und Schnee,
Gibt es Korn auf jeder Höh'.
Ist der Januar frostig und kalt,
Lockt uns bald der grüne Wald.
Januar muß vor Kälte knacken,
Will der Bauer Mehl einsacken.
Eiszapfen im Januar groß und dicht
Eine gute Ernte verspricht.
Wenns im Hornung (Februar) nicht friert und schneit,
Kommt der Frost zur Osterzeit.
Besser im Hornung zu Hause frieren,
Als draußen im Sonnenschein spazieren.
Bringt der Februar Schnee und Eis,
Wird der Sommer fruchtbar und heiß.
Große Kälte im Februar,
Bringt ein gutes Erntejahr."

Untrüglich sind freilich alle diese Sprüche des Volksmunds nicht. So folgte beispielsweise dem außergewöhnlich harten und lange anhaltenden Winter des Jahres 1844, in dem der Erdfrost zwei Meter tief hinabreichte, ein sehr regnerischer Sommer mit völliger Mißernte. Indessen, das war nur eine Ausnahme von der Regel, ein — weißer Rabe! Da sich die Bauernregeln auf eine vielhundertjährige, in ausgedehnten Gebieten gewonnene Erfahrung gründen, lassen sie jedenfalls im allgemeinen nach einem schweren Winter wie dem jetzigen einen besonders guten Sommer erhoffen.

Welt und Leben.

× **Eine neue Berliner Vorortstation „Scheiben gefroren".** In diesen kalten Tagen, in denen das Thermometer bis auf 20 Grad Kälte heruntertletterte, ereignete sich auf einer Berliner Vorortstation, so schreibt uns ein Mitarbeiter, folgende hübsche Geschichte: Es besteht die Vorschrift, daß, wenn bei starker Kälte die Scheiben der Abteile so stark bereift sind, daß die in den Wagen sitzenden Fahrgäste die Namen der Stationen, die in großer Schrift mehrfach auf den Bahnsteigen angebracht sind, nicht lesen können, die Namen der Stationen durch das Bahnhofspersonal laut ausgerufen werden. Nun ereignete es sich, daß eine auf dem Berliner Vorortbahnhof beschäftigte weibliche Hilfskraft den Namen der Station nicht laut genug ausrief, vielleicht der Kälte wegen, vielleicht aber auch, weil sie nicht über genügend kräftige Stimmittel verfügte. An die Bahnhofsvorsteher gelangten nun verschiedene Beschwerden von Fahrgästen, die über das Ziel hinausgefahren waren. Der Bahnhofsvorsteher ging nun an seine bekniehofte und eisenbahnbemützte Gehilfin heran und sagte zu ihr: „Schon wieder sind Beschwerden an mich ge-